

STEVAN MENA  
Fürchte den Schlaf



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Buch*

Ein Arztbesuch bringt traurige Gewissheit: Jack Ridge, Detective beim Police Department in Lansing, Michigan, ist schwer an Krebs erkrankt und hat nicht mehr lange zu leben. In der kurzen Zeit, die ihm noch bleibt, will er den Fall lösen, der ihn schon seit Jahren verfolgt: Drei junge Frauen wurden entführt und grausam ermordet, der Täter nie gefasst. Dann wird die achtzehnjährige Angelina Rosa vermisst, und alles deutet auf Jacks Serienmörder hin. Doch wie bei den drei Fällen zuvor gibt es keinen konkreten Anhaltspunkt, und mit jedem Tag, den Angelina verschwunden ist, schwindet auch die Hoffnung, sie noch lebend zu finden. Erst der Anruf eines befreundeten Psychologen bringt Jack auf eine ungewöhnliche Spur: Dr. Leonard Hellerman behandelt die neunjährige Rebecca, die unter schrecklichen Albträumen leidet – und darin Details zu Jacks Fall sieht, die sie unmöglich wissen kann. Da Jack nichts mehr zu verlieren hat, geht er ihren Hinweisen nach – und bringt damit schließlich auch das kleine Mädchen in größte Gefahr ...

### *Autor*

Stevan Mena arbeitet als Drehbuchautor, Regisseur und Producer für Film und Fernsehen und wurde für seine beiden Horrorfilme »Malevolence« und »Bereavement« mehrfach ausgezeichnet. Der Thriller »Fürchte den Schlaf« ist sein erster Roman.

Stevan Mena

---

Fürchte  
den Schlaf

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Gertrud Wittich

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»Transience« bei Dark Circle Press.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der  
Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere  
Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des  
Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

#### I. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2017  
Copyright der Originalausgabe: © Mena Films Inc.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Magdalena Berny/Trevillion Images;  
FinePic®, München  
Redaktion: Alexander Groß  
KS · Herstellung: Str.  
Satz: omnisatz GmbH, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-48489-8  
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



## 1. Kapitel

**D**er muffige, schimmelige Geruch des Jutesacks, den er ihr vor der Fahrt über den Kopf geworfen hatte und in dem sie beinahe erstickt wäre, haftete noch unangenehm an Gesicht und Haar; selbst ihr Schweiß roch danach. Sie hatte all ihre Kraft aufbieten müssen, um sich nicht zu übergeben. Jetzt jedoch schärfte dieser Geruch ihre Konzentration, ließ sie nicht vergessen, was auf dem Spiel stand, während sie durchs Unterholz brach, sich durch dornige Büsche arbeitete, wild entschlossen zu leben. Barfuß lief sie weiter, versuchte nicht auf die spitzen Steine zu achten, die ihre Fußsohlen auf-rissen. Bloß nicht nachlassen, nicht stehen bleiben. Schmerzen und Verletzungen waren nebensächlich, es ging um Leben und Tod.

Weiter durch das trockene, dornige Wäldchen, über unebenes, steiniges Gelände. Nur einmal riskierte sie einen Blick zurück: Er hatte sie beinahe eingeholt, war nur noch wenige Schritte hinter ihr. Sie warf die Unterarme hoch, um ihr Gesicht zu schützen, und bog jäh nach rechts ab, mitten durch ein dichtes Gebüsch. Die Dornen rissen ihre zarte Haut auf, zerfetzten ihr leichtes weißes Sommerkleid. Um sich abzulenken, um nicht aufzugeben, stellte sie sich vor, sie wäre ein Hase, der von einem ausgehungerten Hund gejagt wurde. Diese Analogie stärkte ihre Willenskraft, trug sie ein Stück weiter.

Wie locker ihre Fesseln waren, hatte ihr Entführer nicht

bemerkt, als er sie aus dem Wagen zerrte. Mit viel Geduld und Ausdauer hatte sie während der Fahrt heimlich daran gearbeitet und versucht, den herausquellenden Schaumstoff und die rostigen Sprungfedern zu ignorieren, die aus dem Polstersitz des Rücksitzes hervorkamen und ihr unangenehm in die Haut stachen. Und dann hatte sie beherzt die erste Gelegenheit zur Flucht ergriffen, mit einem gezielten Tritt in seinen Unterleib, der ihn vor Schmerz wie ein Taschenmesser zusammenklappen ließ und den er nach seiner verblüfften, ja, geschockten Miene definitiv nicht erwartet hatte. Sie hatte ihre Handfesseln abgeworfen, den Sack vom Kopf gerissen und war zum Wald gerannt.

Gleich hatte er sie ... Obwohl ihre Beinmuskeln jetzt schon höllisch brannten, erhöhte sie ihr Tempo und rannte schneller. Just in diesem Moment blieb sie mit dem Fuß an etwas hängen und fiel flach aufs Gesicht, bekam Erde in Mund und Nase. Wie im Reflex riss sie den Kopf wieder hoch, denn der Geruch von Erde und Wurzeln gaukelte ihr Schreckensvisionen vom Tod und vom Begrabensein vor. Ihr Gesicht war von Schürfwunden und Blutergüssen übersät. Woran war sie hängen geblieben? Sie schaute sich um.

Ihr rechter Fuß hatte sich unter einer Wurzel verhakt. Verzweifelt versuchte sie ihn frei zu bekommen, wurde aber von einem scharfen, unerträglichen Schmerz durchzuckt; da war etwas gerissen, sie spürte es deutlich, wahrscheinlich ein Wadenmuskel. Sie biss die Zähne zusammen, krallte die Finger sekundenlang ins feuchte Gras. Schwere Schritte brachen durchs Unterholz – er kam näher.

Noch ein Ruck – diesmal nutzte sie die Hebelwirkung und stemmte sich mit dem freien Fuß an der Wurzel ab. Die Wurzel gab nach, und sie bekam ihren Fuß frei, trug aber einen tiefen, blutigen Schnitt davon. Taumelnd sprang sie auf, stieß

sich von einer biegsamen Birke ab, um schneller vorwärts-zukommen, befeuert von schierer Willenskraft.

Mit gesenktem Kopf rannte sie weiter, ein letzter Sprint. Sie geriet in ein Dickicht aus hohen Bäumen, das ihr die Orientierung raubte. Keuchend hielt sie sich an einem der Stämme fest, als wäre er der Held, der Retter, der ihr in letzter Sekunde zu Hilfe kam. Verwirrt blickte sie sich um: überall wegloses Dickicht, nirgends ein Pfad, der sie zu den Menschen, zur Zivilisation zurückführen könnte.

Sonnenlicht drang durch die Baumkronen. Kaum eine Meile entfernt lag der Highway, auf dem sich erschöpfte Pendler von und zur Arbeit quälten.

Er kam näher – sein groteskes Keuchen, das ihr verriet, wie wenig er in Form war, wurde lauter. Rasch tauchte sie hinter einem dichten, dornigen Gebüsch ab. Zusammengekauert hielt sie den Atem an, regte sich nicht mehr. Der Hase hatte sich unsichtbar gemacht. Die schweren Schritte kamen näher und hielten unweit von ihrem Versteck an. Er war ihr so nahe, dass sie sein Schuhleder riechen konnte. Er schien sich umzusehen, denn sein Keuchen kam mal aus der einen, dann aus der anderen Richtung, wie bei einer defekten Stereoanlage.

Er gab ein gereiztes Knurren von sich: der Hund, der die Spur verloren hat. Dann rannte er weiter. Sie wartete, bis auch das letzte Geräusch verklungen war, richtete sich dann vorsichtig auf und reckte den Hals, suchte die Umgebung nach ihrem Verfolger ab. Nichts zu sehen, die Luft war rein. Sie wandte sich ab und wählte die entgegengesetzte Richtung.

Von jenseits des Waldes drang ein immer lauter werdendes Rauschen an ihr Ohr. Konnte das schon der Highway sein? Mit zittrigen Beinen rannte sie darauf zu, rutschte einen steilen Abhang hinunter, stolperte über einen Stein, verstauchte sich das Fußgelenk und wäre beinahe erneut gestürzt, konnte

sich aber gerade noch an einem herabhängenden Zweig festhalten. Halt suchend umklammerte sie die harzige Rinde des Baumstamms, von der ihre Finger klebrig wurden.

Vor ihr tauchte ein Pfad auf, der in einiger Entfernung um eine Kurve verschwand. Sie überlegte kurz, was sie jetzt machen sollte. Eine Bewegung ließ sie erstarren. Aber es war bloß ein mageres kleines Eichhörnchen, das einen Baum hinaufflüchtete.

Sie holte tief Luft und trat aus dem Dickicht hinaus und auf den Weg. Zu spät erkannte sie, was das Eichhörnchen aus seinem Versteck in die Baumkrone gescheucht hatte: Unversehens stand er vor ihr, wie aus dem Boden gewachsen.

Überrascht starrten sie einander an – auch er hatte nicht erwartet, ihr so plötzlich wieder zu begegnen. Sein Mund verzog sich zu einem zufriedenen Grinsen, er hob die Hand und wedelte grüßend mit den Fingern, die in schmutzigen Arbeitshandschuhen steckten. Sie war die Erste, die den Bann brach, indem sie blinzelte. Unwillkürlich wich sie einen Schritt zurück. Beide Arme vorgereckt, machte er einen plötzlichen Sprung auf sie zu und griff nach ihrem Oberkörper. Sie riss den Mund auf, versuchte zu schreien, bekam aber nur ein klägliches Wimmern heraus. Ihre schweißnasse Haut entglitt seinen zupackenden Händen. Sie versuchte, auf allen vieren davonzukrabbeln, wie ein verschrecktes Tier. Es gelang ihm, ihr blutiges Fußgelenk zu packen, dann warf er sich mit seinem ganzen Gewicht auf ihr verletztes Bein.

Sie zog ihr freies Bein an die Brust und versetzte ihm einen heftigen Tritt gegen die Stirn, was ihn zwang, ihr Bein loszulassen. Sogleich versuchte er, sie erneut zu fassen zu bekommen, aber sie war schneller, und seine Finger griffen ins Leere. Sie sprang auf die Beine und rannte davon, Erdklumpen aufwirbelnd, die ihm in Gesicht und Augen klatschten.



Der Weg verlief hier glücklicherweise bergab, was es ihr ein wenig leichter machte. Dicht hinter sich hörte sie plötzlich ein dumpfes, vom Gras gedämpftes Geräusch und ein zorniges Grunzen, das ihr einen Schauer über den Rücken jagte. Sie blickte sich kurz um und sah seinen Kopf wieder aus dem hohen Gras auftauchen. Er schien übel gestürzt zu sein, sich vielleicht sogar verletzt zu haben.

*Eine Chance.*

Sie erreichte den Kamm einer kleinen Erhebung, doch vor ihr lag nicht der erhoffte Highway, sondern ein Fluss, dessen Rauschen sie für Verkehrslärm gehalten hatte. Überqueren oder durchschwimmen konnte man ihn nicht, er war zu breit, zu tief und zu reißend. Die Enttäuschung war bitter, aber sie biss die Zähne zusammen und hinkte weiter, obwohl sie mit ihren Kräften längst am Ende war.

Als sie die schlammige Uferzone erreichte, gaben ihre Beine unter ihr nach. Sie hatte keine Kraft mehr – Knochen und Muskeln fühlten sich an wie Spaghetti.

Zitternd streckte sie eine blutige Hand aus und tauchte sie ins Wasser. Es war eiskalt, ein Schock für ihren geschwächten Körper. Sie stieß ein gurgelndes, tierisches Stöhnen aus und schleppte sich kriechend durch den Schlamm, in dem ihre Finger versanken.

Nun, da die Anspannung nachließ und der Adrenalinpiegel absackte, fiel der Schmerz wie ein wildes Tier über sie her. Alles tat ihr weh, und ihr linker Arm schien gebrochen zu sein, wahrscheinlich bei dem schweren Sturz vorhin. Richtig vorwärtsbewegen konnte sie sich nur noch, wenn sie den rechten benutzte. Weit kam sie aber auch so nicht mehr, die Schmerzen waren zu groß, sie knickte schließlich ein und blieb auf dem Bauch liegen, das Gesicht im weichen Uferschlamm.

Taubheit breitete sich in ihrem Körper aus. Sie lauschte dem Rauschen des Wassers, ein fast beruhigendes Geräusch, gerade laut genug, um die näher kommenden Schritte zu übertönen. Sie regte sich nicht. Vielleicht übersah der Hund ja den Hasen, wenn er vollkommen still lag?

»Du magst es gern dreckig, was? Hab ich's doch gewusst.«

Er schob die Schuhspitze unter ihre Rippen und warf sie auf den Rücken. Sie rang keuchend nach Luft. Er beugte sich dicht über sie, sein Schweiß tropfte ihr in Augen und Mund, sein Oberkörper verdeckte die Sonne.

Mit seinen dreckverschmierten Fingern strich er ihr das nasse, schlammige Haar aus dem Gesicht. »Du warst mal richtig hübsch, weißt du?«, stieß er keuchend vor Erschöpfung hervor.

War? Dass er die Vergangenheitsform benutzte, machte sie wütend, mobilisierte ungeahnte Reserven. Mit einer letzten Kraftanstrengung begann sie sich zu wehren, mit Zähnen, Füßen und Klauen. Er legte beide Hände um ihren Hals und drückte zu. Sie spürte, wie ihr Kopf anschwell, die Augen aus den Höhlen traten. Der Hund hatte den Hasen an der Kehle.

Verzweifelt versuchte sie ihm das Gesicht zu zerkratzen, riss dabei ihre Fingernägel ein. Er setzte sich rittlings auf ihre Brust und drückte ihr den Brustkorb zusammen, sodass sie auch von dort keine Luft mehr bekam. Das löste eine Panik in ihr aus, die noch einmal Kräfte freisetzte: Sie bäumte sich mit den Hüften auf, bockte, hätte ihn beinahe abgeworfen. Aber ihre Füße fanden in dem schlammigen, glitschigen Boden keinen Halt. Die Luft entwich aus ihrer Lunge, und sie begann das Bewusstsein zu verlieren.

Sie wollte nicht, dass das Letzte, was sie in ihrem Leben sah, sein Gesicht war, diese verzerrten Züge. Aber er beugte sich vor, während er sie würgte, und ließ ihr keine Wahl. Es

war das erste Mal, dass er ihr sein Gesicht ganz offen zeigte, und allein das verriet, dass dies ihr letztes Mal sein würde. Eine seltsame Ruhe und Willenskraft kamen über sie, in diesen letzten Momenten. Anstatt ihm auszuweichen, schaute sie ihm direkt in die Augen, prägte sich jedes Detail seines Gesichts ein, während ihr die Sinne schwanden und das Leben aus ihrem Körper wich.

Als sie erschlaffte, als der Kampf vorüber war, lockerte er seinen Griff. Sie zuckte noch ein, zwei Mal, dann rührte sie sich nicht mehr. Seine Handgelenke hatten sich während ihrer verzweifelten Gegenwehr in ihrem langen schwarzen, schlammigen Haar verfangen. Nun zog er die matten, blutdurchtränkten Strähnen von seiner Haut ab und begutachtete sein Werk. Sein Blick huschte über ihre olivfarbene Haut, die sanften Gesichtszüge.

Dann holte er ein paar Mal tief Luft. Er verfluchte sich dafür, dass er nicht besser aufgepasst, dass er sich so von ihr hatte übertölpeln lassen. Beinahe wäre sie ihm entkommen. Eine Viertelmeile weiter, und sie hätte den Highway erreicht gehabt. Dass er sie doch noch erwischte hatte, war pures Glück gewesen.

Ein lautes Knacken ertönte, das Brechen eines Zweigs. Er zuckte hoch, blickte sich um. Stumm und reglos suchte er die Umgebung ab, mit der Geduld des Jägers, der ewig warten kann, bis sich seine Beute zeigt.

Er lauschte und wartete eine lange Zeit, aber es war nichts. Er war allein. Zufrieden kniete er neben der Leiche nieder und begann mit bloßen Händen die weiche Erde aufzugraaben, war bald ganz in seine Arbeit vertieft.

Aber er irrte sich: Er wurde nämlich sehr wohl beobachtet.

## 2. Kapitel

Victor Sandovals Augen gewöhnten sich allmählich an das grelle Licht der Leuchtstoffröhren im kahlen grauen Verhörzimmer. Er war nicht zum ersten Mal hier auf dem Polizeirevier von Lansing und fand es längst nicht mehr so einschüchternd wie zu Beginn. Er war zwar erst neunzehn, aber in El Salvador aufgewachsen, als eines von vier Geschwistern, er hatte gelernt, um sein Essen zu kämpfen, wenn er nicht verhungern wollte. Es war daher kein Wunder, dass er für sein Alter schon recht erwachsen wirkte.

Äußerlich unbewegt beobachtete er Detective Jack Ridge, der wie ein eingesperrter Tiger vor ihm auf und ab lief. Der Kriminalbeamte hatte in einem Anfall von Zorn den Tisch, der sich zwischen ihm und seinem Verdächtigen befand, weggestoßen, und nun saß Sandoval gleichsam ungeschützt vor ihm. Victor fiel auf, wie blass der Detective war, der beim Hin- und Hergehen immer wieder in den grellen Lichtkegel der Deckenbeleuchtung geriet. Auch seine männlich tiefe Stimme klang so heiser, als ob er krank wäre.

In einer Ecke saß Jacks Kollege, Detective John Harrington, dem man den ehemaligen Highschool-Fußballspieler schon von weitem ansah: massig, athletisch und muskulös, zierten hervorstehende Adern seinen beeindruckenden Bizeps. Er hatte seinen Stuhl umgedreht und saß nun rittlings darauf, die sehnigen Unterarme vor sich auf die Lehne gelegt. Er trank einen Schluck von seinem inzwischen kalt ge-

wordenen Kaffee und verzog das Gesicht. Stumm wartete er darauf, was Jack als Nächstes tun würde.

Dieser blieb schließlich vor einer aufgeschlagenen Akte stehen und musterte das Foto, das zwischen den verstreuten Unterlagen lag, das Foto von Angelina Rosa, Latina, 18 Jahre, schön – nur der unten aufgeklebte Vermerk VERMISST störte. Er notierte sich etwas und wandte sich dann wieder Victor zu.

»Erzählen Sie's mir noch mal«, forderte er den jungen Mann auf.

Victor verdrehte die Augen und schaute mitleidheischend zu Harrington. Aber der verzog keine Miene. Wenn Jack jemanden noch mal hierher verfrachtete, dann hatte er seine Gründe. Überhaupt war Jack ein Mann, der unwillkürlich Respekt einflößte. Vielleicht weil er fast nie lächelte. Und keinen wirklich an sich heranließ: Egal, wie viel Zeit man mit ihm verbrachte, richtig kennenlernen konnte man ihn nicht. Jack gehörte zu einer fast ausgestorbenen Spezies: zäh bis zum Letzten, obwohl jeder sehen konnte, dass es gesundheitlich mit ihm bergab ging. Jeder im Revier wusste es, doch keiner hätte es gewagt, ihn darauf anzusprechen.

Victor schüttelte frustriert den Kopf und erklärte mit monotoner, leiernder Stimme, als würde er ein Gedicht auf-sagen: »Sie hat mich in der Früh angerufen, hat gesagt, will neuen Job anschauen.«

»Wo? Bei wem? Hat sie denn nicht gesagt, was für ein Job das sein soll?«

»Ich. Weiß. Nicht. Mehr«, stieß Victor übertrieben betont hervor und unterstrich seine Worte, indem er ratlos die Hände ausbreitete und große Unschuldsgaugen machte.

»Dann denken Sie nach.«

»Angelina macht viele Jobs. Vor allem Putzen. Alles so was.«

»Wie lange habt ihr euch gekannt?«

Victor hielt sich stöhnend den Kopf, als wolle er damit ausdrücken, dass Jack Alzheimer oder so was habe. »Ein Jahr.«

»Und das war das letzte Mal, dass du etwas von ihr gehört hast?«

»Ihr Vater hat an dem Abend angerufen, hat gefragt, ob ich weiß, wo sie ist.«

»Er glaubt immer noch, dass du da bis zum Hals mit drinsteckst«, bemerkte Harrington aus seiner Ecke.

»Ich hab gearbeitet, ihr wisst, wo ich war!« Victor erhob sich erregt, aber ein durchdringender Blick von Jack veranlasste ihn, seinen Hintern brav wieder auf die Sitzfläche zu senken.

»Für eine von deinen Lieferungen hast du anderthalb Stunden gebraucht«, bemerkte Harrington.

»Mann! Ich hatte einen Platten! Einen platten Reifen! Wie oft denn noch?!« Victor vergrub das Gesicht in den Händen.

Jack fürchtete einen Moment lang, er könnte losheulen. Nicht, weil er schuldig war und sie ihn schließlich doch noch geknackt hatten, sondern einfach, weil er Angelina geliebt hatte und ihm nun klar wurde, dass er sie wohl nie wiedersehen würde.

Jack setzte sich zu Harrington in die Ecke und debattierte die Sachlage leise mit ihm.

»Wir drehen uns im Kreis«, bemerkte Harrington nicht ganz unzutreffend.

»Ich weiß.«

»Na gut. Also, wie lange sollen wir diese Schiene noch fahren?«

»Bis ihm doch noch was einfällt.«

In diesem Moment ging die dicke Metalltür des Verhörszimmers auf, und Jennifer Brown streckte den Kopf herein.

Jennifer war klug, extrem ehrgeizig und darüber hinaus ausgesprochen sportlich. Aus all diesen Gründen wurde sie von ihren männlichen Kollegen geschätzt und geachtet. Speziell Harrington, der passionierte Footballspieler, war begeistert gewesen, als sich herausstellte, dass Jennifer durchaus wusste, was eine *Two-Point Conversion* war.

Mit einem bedeutsamen Blick auf Jack verkündete sie: »Der Captain möchte Sie sprechen.«

Harrington verfolgte Jacks prompten Abgang mit vielsagend hochgezogenen Brauen.

»Wisst ihr Typen denn überhaupt was?«, bemerkte Victor, an Harrington gewandt.

Harrington erhob sich und drehte seinen Stuhl mit einer raschen Bewegung einhändig um, als würde er nichts wiegen. Ohne auf die Bemerkung des Jugendlichen einzugehen, sagte er, bevor er Jack folgte: »Du rührst dich nicht von der Stelle, Bürschchen.«

Captain Clarence Lafave – 52, das kurzgeschnittene Haar mit Gel zurückgekämmt – erwartete Jack bereits mit verschränkten Armen im Flur.

»Warum haben Sie Sandoval noch mal geholt? Ich hatte das jedenfalls nicht genehmigt.«

»Er ist der Letzte, der sie lebend gesehen hat. Seine Aussage ist löchrig, unvollständig. Da ist noch was rauszuholen.«

»Jack, der Fall ist gelaufen.«

»Was? Wie meinen Sie das?«

»Eine Untersuchung wird nur so lange fortgesetzt, wie sie irgendwohin führt. Und diese hier führt ins Nichts. Es wird Zeit, dass Sie sich anderen Fällen zuwenden, wo wir noch etwas erreichen können. Die Akten stapeln sich auf Ihrem Schreibtisch.«

»Drei Morde in vier Jahren, alles Mädchen hispanischer

Herkunft, alle im selben Alter. Dieser Kerl sucht sich genau solche Mädchen aus«, sagte Jack und stach ungehalten mit dem Zeigefinger in Richtung seines Vorgesetzten.

»Einen Beweis dafür gibt es nicht«, bemerkte Harrington, »dass die Fälle zusammenhängen.«

Jack warf ihm einen finsternen, herrischen Blick zu, der auch einem Cäsar nicht schlecht gestanden hätte. »Und deswegen sollen wir jetzt nichts tun? Bloß weil die vermisste Person keiner ethnisch relevanten Zielgruppe angehört?«

Diese Bemerkung quittierte Lafave mit einem strengen Blick, wie um zu sagen: *Das reicht jetzt*. »Wir wissen ja noch nicht mal mit Sicherheit, ob das Mädchen einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist oder nicht. Und solange uns da ein greifbarer Beweis fehlt, kommt ihr Foto zu den anderen vermissten Mädchen an die Wand. Wir können nicht jedem vermissten Kind nachjagen, dazu fehlen uns die Mittel. Tut mir leid.«

Lafaves Blick ruhte auf Jack, bis er sicher war, dass seine Botschaft angekommen war. Dann erst wandte er sich ab und ging davon. Harrington wirkte sichtlich erleichtert, brachte jedoch rasch seine Gesichtszüge unter Kontrolle, als Jack zu ihm hinsah.

Jack betrat das Zimmer neben dem Verhörraum und blickte durch die große Einwegscheibe auf Victor. Der murmelte gerade etwas in sich hinein.

»Er ist irrelevant«, bemerkte Jack überraschend.

»Wie kommst du darauf?«

»Weiß nicht. Bloß so ein Gefühl.«

Harrington grinste. »Als du das letzte Mal ›so ein Gefühl‹ hattest, hat mich das hundert Dollar gekostet.«



### 3. Kapitel

Die neunjährige Rebecca Lowell erwachte schreiend. Sie strampelte ihre Bettdecke weg; ihr Flanellpyjama war klatschnass und klebte an ihrem Körper, und auch ihr welliges blondes Haar haftete an ihrem tränenverschmierten Gesicht und dem schweißnassen Nacken. Ihre schönen himmelblauen Augen waren weit aufgerissen und blutunterlaufen.

Sie fasste sich keuchend an den Oberkörper, als müsse sie ihr rasendes Herz davon abhalten, aus der Brust zu springen. Ihr Blick suchte verschwommen ihre Umgebung ab, und sie erkannte, dass sie in ihrem Zimmer war, dass es nur ein Albtraum gewesen war – obwohl diese Albträume immer schlimmer wurden.

Im nächsten Moment platzte ihre Mutter Laura herein und eilte sofort zu Rebecca ans Bett, nahm sie in die Arme, versuchte die immer noch um sich Schlagende zu beruhigen.

»Alles gut, Schatz, alles gut, Mommy ist ja da«, sagte Laura und wiegte den zierlichen kleinen Körper ihrer Tochter hin und her.

»Ich krieg keine Luft! Ich krieg keine Luft mehr!«, keuchte und hustete Rebecca, deren Haut heiß und glitschig war, als hätte sie hohes Fieber.

Laura wiegte sie weiter sanft hin und her. »Alles ist gut. Hier bist du in Sicherheit, in deinem Zimmer, in deinem Bett, hier kann dir kein Leid geschehen.«

Diese Sätze hatte ihr der Psychologe empfohlen, bei dem

Rebecca in Behandlung war, eine Art Mantra. Aber die Albträume suchten ihre Tochter jetzt beinahe jede Nacht heim, und man sah es Laura an: Sie hatte dunkle Ringe unter den verquollenen Augen. Mittlerweile traute sie sich kaum noch einzuschlafen, wartete angespannt auf Rebeccas Schreie.

Diese beruhigte sich jetzt etwas, die Panik klang ab und löste sich in verzweifelterm Schluchzen, während ihre Mutter sie mit beruhigenden Lauten in den Armen wiegte, genauso wie früher, als sie noch ein Baby war und eine Kolik hatte.

Lauras Blick fiel in den Spiegel über Rebeccas Kommode. Sie hatte kurzes, stumpfes blondes Haar und den Teint und die Zähne einer Raucherin. Sie war erst siebenundzwanzig, sah jedoch aus wie eine Siebenunddreißigjährige. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, sie hatte seit Monaten kaum geschlafen.

»So geht das nicht weiter«, flüsterte Laura in sich hinein. Es funktionierte nicht. Nichts funktionierte, vor allem nicht die Therapie oder die Ratschläge des Arztes. Wenn es um ihre Tochter ging, schien niemand so recht zu wissen, was zu tun war. Erschöpft ließ sie den Kopf sinken.

## 4. Kapitel

Carl Rosa riss die Tür auf, bevor Jack, der bereits die Hand gehoben hatte, anklopfen konnte. »Ich habe Sie kommen sehen.« Carl trat beiseite, um Jack hereinzulassen.

Carl war ein eher kleiner Mann von durchschnittlicher Statur, immer sauber rasiert und im gebügelten Hemd. Als Immigrant aus Ecuador hatte man es nicht leicht, und Carl legte Wert darauf, stets einen guten ersten Eindruck zu hinterlassen. Sein Apartment war klein, aber ebenfalls sauber und ordentlich. Die Möblierung war bescheiden, einiges offensichtlich selbst gezimmert und entsprechend schief. Der Küchentisch bot Platz für zwei Stühle. Eine weiße Porzellanvase, die schon einen Sprung hatte, stand auf dem Tisch. Blumen waren nicht darin. Bilder und sonstige Ziergegenstände gab es nicht, an den grau gestrichenen Wänden hingen lediglich ein kostenloser Firmenkalender (»Castro's Plumbing«) und ein gerahmtes Schulfoto von Angelina, das angesichts der Kargheit umso mehr ins Auge fiel.

Auf der Anrichte lagen zwei Stapel Flugblätter, wie Jack bemerkte – einer auf Englisch, der andere auf Spanisch. Darauf prangte dasselbe Foto von Angelina mit der Bitte um Hilfe. Ihr Alter war angegeben, Größe und Gewicht, was sie zuletzt angehabt hatte und der Tag, an dem sie verschwunden war: der 21. Juli.

Jacks Blick blieb unwillkürlich an diesem Datum hängen; dann wanderte er zum Kalender, auf dem das Bild für Ok-

tober zu sehen war: ein leuchtend orangeroter Kürbis auf einem Bett aus Mais und Stroh. Angelina war inzwischen sicher selbst totes Gemüse. Wahrscheinlich würde sie früher oder später auf einem Acker gefunden werden oder neben einem Highway, so wie die anderen Mädchen. Und das brachte ihn zum mehr als unangenehmen Grund seines Besuchs.

Jack hatte Carl vor Monaten sein Wort gegeben, dessen Tochter zu finden. Das war ein Fehler gewesen, wie ihm sofort klar geworden war, kaum dass es heraus war. So etwas sollte man nicht versprechen – schon gar nicht, um einen weinenden Mann zu trösten. Die Konsequenz war unvermeidlich: Jack nahm sich den Fall viel zu sehr zu Herzen und betrachtete seinen jetzigen Besuch daher auch nicht als notwendige Routine, sondern als persönliches Versagen. Mehr noch: Er hatte sein Versprechen gebrochen.

»Kann ich Ihnen etwas anbieten?«, sagte Carl höflich.

»Nein, danke.« Jack betrat die Küche.

Carl räumte einen Teller weg, der noch auf dem Küchentisch stand. Offenbar hatte er kurz zuvor ein Sandwich gegessen. Er hielt ihn unter die Spüle und wusch die Brösel ab. Dann schaute er sich um, als würde er überlegen, was es sonst noch zu tun gäbe. Seine ängstliche Nervosität machte es Jack auch nicht gerade leichter.

»Und?«, fragte Carl schließlich.

Jack hatte ein Pokerface aufgesetzt, man sah ihm nichts an. Trotzdem war ihm klar, dass Carl diese plötzliche Distanziertheit spürte und möglicherweise korrekt interpretierte: Wenn es gute Neuigkeiten gewesen wären, dann hätte Jack sicher angerufen. Dass er persönlich vorbeikam, verhiess nichts Gutes. Carl setzte sich.

»Wir werden die Suche leider einstellen müssen, Carl, wir haben nicht genug Leute und Mittel dafür. Tut mir leid.«

Carl ließ den Kopf sinken und nickte ein paarmal. Jack atmete unwillkürlich ein wenig auf, die Anspannung in seinen Schultern ließ nach. Carl schien es gefasst aufzunehmen. Jack wandte sich ab und warf einen Blick aus dem Fenster. Auf der anderen Seite der schmalen Gasse saß eine junge Latina auf der Feuerleiter und stillte ihr Kind. *Bei dieser Kälte?*, schoss es Jack durch den Kopf.

»Ich verstehe das nicht«, stieß Carl nun leise hervor. »Sie ist doch ein Mensch – oder ist sie das jetzt nach drei Monaten nicht mehr?«

»Ich verstehe, wie Ihnen zumute sein muss«, antwortete Jack ein wenig zerstreut, da seine Aufmerksamkeit und Sorge noch der jungen Mutter und dem Säugling galten.

»Haben Sie Kinder?«

Jetzt sah Jack Carl an. Er wusste, was kommen würde, spielte aber mit, weil ihm der Mann leidtat. »Nein.«

»Woher wollen Sie dann wissen, was ich fühle?«

Jack widersprach nicht. Es war nicht das erste Mal, dass Carl ihn das fragte – und auch seine Reaktion war dieselbe. Jack hätte Carl sogar erlaubt, sich an seiner Schulter auszuweinen, wenn es nötig gewesen wäre. Aber Carl war nicht weniger stark als Jack. Die Tränen würden wahrscheinlich erst am Schluss fließen, wenn das Schreckliche Gewissheit geworden war.

Jack wusste übrigens durchaus, wie Carl zumute sein musste. Er hatte zwar selbst keine Kinder, aber Schlimmes hatte er schon erlebt. Das Allerschlimmste. Kein Wunder, dass ihm das Lachen vergangen war.

Jack trat einen Schritt auf Carl zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Carl, die Chance, dass sie nach so langer Zeit noch ...« Jack stockte.

Carl war buchstäblich zu Stein erstarrt. »Sie lebt noch, das

weiß ich genau«, presste er hervor, wandte sich mit einem Ruck an Jack und packte dessen Hand. Er war ein kleiner Mann, aber seine Handfläche fühlte sich an wie Alligatorenhaut, und aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Packer in einem Lager mit schweren Maschinenteilen hatte er einen Griff wie ein Wrestler. »Jack ... Sie ...«

*Jetzt kommt's.*

»Sie haben es mir versprochen.«

Als hätte ihm jemand einen Eimer Eiswasser über den Kopf gegossen, so wirkten diese Worte auf Jack. Unwillkürlich sah er Carl vor sich, wie er neben der übel zugerichteten Leiche seiner Tochter kniete und sie in den Armen hielt. Wie er den Kopf hob und mit einem Ausdruck zu Jack aufschaute, der ihm das Herz zerriss: *Wie konntest du das zulassen?*

Jack wollte etwas sagen, als er plötzlich das mittlerweile vertraute Stechen im Hals fühlte, das einer Hustenattacke vorausging. Es raste vom Hals in den Magen und wieder zurück zum Kehlkopf. Ein lautes, abgehacktes Husten brach aus ihm hervor, so heftig, dass er sich kurz an der Lehne von Carls Stuhl festhalten musste. Der Schmerz zerriss ihn fast, und sein üblicherweise bleiches Gesicht lief dunkelrot an. Carl sprang auf und bot Jack seinen Stuhl an.

Jack winkte ab. »Ich muss bloß ... zu Atem kommen«, würgte er hervor. Es hörte sich an, als würde er seine Lunge heraus husten. Gruselig. Carl wandte sich ab, um Jack ein wenig Raum zu lassen. Dieser hustete noch ein paar Mal auf eine Weise, dass man fürchten musste, er würde sich eine Rippe brechen, dann war es vorbei. Jack richtete sich wieder auf.

Carl reichte ihm ein Glas Wasser, und Jack nahm dankbar einen Schluck. Dann holte er tief, aber vorsichtig Luft, um nicht einen weiteren Anfall auszulösen, doch offenbar hatte ihn sein Körper für den Moment genug blamiert.

»Ich habe nach Ihrer Tochter gesucht, als ob sie meine eigene wäre. Wenn sie noch lebt, dann finde ich sie auch.« Er hielt inne. Ganz ohne Warnung durfte er Carl diesmal nicht davonkommen lassen. »Aber Sie müssen auf das Schlimmste gefasst sein.«

Nicht nur er. Jack steckte mittlerweile so tief in dem Fall drin, dass er beinahe Angst davor hatte, wie er reagieren würde, wenn man tatsächlich Angelinas Leiche fand, schlimm zugerichtet, in irgendeinem Straßengraben. Drei Fotos von Opfern hingen bereits in seinem Büro an der Wand, und er konnte wirklich kein viertes brauchen. Er war sicher, dass Angelinas Verschwinden kein Zufall war, dass dahinter Methode steckte. Der Täter hatte sie gezielt ausgewählt, weil sie aufgrund ihres ethnischen Hintergrunds ein leichtes Opfer war. Aber Carl Rosa gehörte nicht zu jenen Immigranten, die einfach den Kopf hängen ließen und sich stumm in ihr Schicksal ergaben. Er würde kämpfen bis zum bitteren Ende, und genau dafür bewunderte ihn Jack. Er beurteilte Menschen danach, wie viel ihnen an ihren Mitmenschen lag und wie viel sie zu tun bereit waren.

Jack nahm sich Zeit, setzte sich mit Carl an den Küchentisch und erzählte ihm noch einmal geduldig, was er in Angelinas Fall alles unternommen hatte: Zeugenbefragungen, Haus-zu-Haus-Befragungen in der Nachbarschaft; er hatte wiederholt alle Orte aufgesucht, wo sie zuletzt gesehen worden war, hatte sich stundenlang Aufnahmen von Überwachungskameras angesehen, an denen sie vorbeigekommen sein könnte. Auch in den Datenbanken des FBI hatte er nachgeforscht, um herauszufinden, ob in der näheren und weiteren Umgebung oder in einem anderen Staat eine nicht identifizierte Leiche aufgetaucht war, die zu Angelinas Beschreibung passte.

Carl hörte zwar zu, aber Jack war klar, dass das, was er erzählte, bloß der übliche Mist war. Das Einzige, was seiner Tochter jetzt noch helfen konnte, war ein Wunder. Aber Polizisten und Detectives konnten nun mal nicht zaubern. Was blieb, war beten, und das schien Carl zu tun, während er Jack zuhörte.

»Ich muss jetzt gehen«, verkündete Jack schließlich, stand aber nicht gleich auf, sondern wartete Carls Antwort ab. Dieser nickte.

»Danke, Jack. Sie ... Sie sind der Einzige, der sich wirklich Mühe gegeben hat.« Carl drückte Jack fest die Hand.

»Da irren Sie sich, Carl.«

»Bestimmt nicht.«

Jack ging zur Tür. Carl begleitete ihn nicht, sondern ließ sich auf seinen Stuhl sinken und starrte an die Wand. Wahrscheinlich hatte er schon vor Jacks Ankunft so dagesessen. Als habe jemand auf einen Pausenknopf gedrückt – als würde erst wieder Leben in ihn kommen, wenn er seine Tochter wiederhatte.

»Carl, es ist noch nicht vorbei. Ich werde nicht aufgeben.«  
*Halt die Klappe, Jack, du Arschloch.*

Jack zog die Haustür hinter sich zu und trat ins Treppenhaus. Auf dem Weg nach unten kam er an einem kleinen Jungen vorbei, der in Unterwäsche vor der Tür stand. Drinnen in der Wohnung konnte man seine Mutter auf Spanisch schimpfen hören.

Der Junge grinste Jack zahnlücklich zu. Jack hielt unwillkürlich inne. Wie leicht es wäre, den Knaben zu entführen. Wie lange, bevor es seine Mutter bemerkte? Die Verletzlichkeit des Kindes erboste Jack. Wurde er allmählich paranoid?

Kein Wunder, denn in seinem Beruf erlebte man nicht selten das Schlimmste. Vielleicht engagierte er sich ja aus die-



sem Grund so im Fall Angelina. Die Möglichkeit, so unwahrscheinlich sie auch sein mochte, dass es diesmal gut ausgehen könnte, bloß einmal, elektrisierte Jack, hielt ihn am Leben. Er hasste es, einen Fall nicht abschließen zu können, er hasste lose Enden. Seine Gedanken kreisten nachts um diesen Fall, und morgens war er der Grund für ihn, aufzustehen und weiterzumachen.

Er trat auf die Straße hinaus. Zwei junge Dominikaner lehnten schwatzend an seinem Auto. Als sie ihn erblickten, richteten sie sich hastig auf und wechselten die Straßenseite. Mit dem ist nicht zu spaßen, das dachten sie. Und nicht zu Unrecht.

Man sah Jack den Cop einfach an, selbst auf eine Meile Entfernung. Undercover hätte er nie was getaugt, die Kleinganoven und Kriminellen des Viertels hätten ihn sofort als das erkannt, was er war. Er besaß dieses strenge, wie gemeißelte Gesicht und den durchdringenden Blick des Gesetzeshüters, der Autoritätsperson. In einer Gruppe von zehn beliebigen Männern wäre immer er derjenige gewesen, an den man sich wandte, wenn man Hilfe brauchte.

Als er die Fahrertür seines Wagens öffnete, wurde er jäh von einem weiteren Hustenanfall heimgesucht. Er bekam keine Luft mehr, und seine Brust fühlte sich an, als würde sie mit Gewalt zusammengedrückt. Ein heftiges Husten folgte. Aber auch das ging vorüber, ohne dass er zusammenklappte oder das Bewusstsein verlor, auch wenn er sich fühlte, als hätte er seine Eingeweide auf den Asphalt gespuckt.

## 5. Kapitel

Die Sekretärin putzte ihre Brille mit einem feuchten Brillenputztuch. Sie hielt die Gläser prüfend hoch, fand offenbar noch etwas auszusetzen und säuberte sie ein zweites Mal.

Rebecca saß geduldig auf ihrem Stuhl im Wartebereich und ließ die Beine baumeln. Wenn sie nervös war oder Langeweile empfand, zappelte sie mit den Füßen. Die Sekretärin warf einen bewundernden Blick auf Rebeccas goldblondes, leicht welliges Haar. Viele Frauen hätte alles für so eine Naturwelle gegeben. Stattdessen mussten sie sich die Locken für viel Geld beim Friseur machen lassen. Unter Rebeccas großen himmelblauen Augen lagen jedoch hässliche Schatten, aufgequollen wie Blutergüsse. Überhaupt war das Kind äußerst blass, wirkte lethargisch und übermüdet.

Rebecca hatte ein Skizzenbuch auf dem Schoß. Ihr Blick huschte immer wieder zwischen Blatt und Sekretärin, die gegenüber hinter ihrem Schreibtisch saß, hin und her. Wenn die Sekretärin von ihrer Arbeit aufschaute und zu dem Kind sah, fand sie dessen Blick auf sich ruhen. Das Kind schien ihre Züge genau zu studieren, sich regelrecht einzuprägen, während ihr Stift gleichzeitig übers Blatt fuhr. Das klang wie ein Flüstern und ging der Sekretärin mit der Zeit ein wenig auf die Nerven. Was machte das Kind da eigentlich? Sie reckte den Hals, um einen Blick auf das Heft auf Rebeccas Schoß zu erhaschen. Irgendeine Kinderzeichnung wahrscheinlich, Strichmännchen oder so etwas, mit riesigen Köpfen und dür-

ren Körpern. Rebecca schaute auf, und erneut kreuzten sich die Blicke der beiden. Die Sekretärin setzte ein nachsichtiges Lächeln auf, aber Rebecca zeichnete weiter, ohne darauf einzugehen, fast besessen, als müsse das Bild unbedingt fertig werden, bevor sie drankam.

»Möchtest du ein Bonbon?« Die Sekretärin hielt lächelnd eine Dose uralter Pfefferminzdrops hoch.

»Davon kriegt man bloß Löcher in den Zähnen«, antwortete Rebecca, während ihr Stift weiter ungehindert übers Papier flog.

Die Sekretärin schnaubte leise und wirkte beinahe beleidigt. Von da ab würdigte sie das Kind keines Blickes mehr und konzentrierte sich geflissentlich auf ihre Arbeit.

Auf einer weiter ins Innere der Praxis führenden Tür stand: *Dr. med. Leonard Hellerman, Kinder- und Jugendpsychiatrie*. Dort drinnen saß der Psychiater hinter einem wuchtigen Mahagonischreibtisch. An den Wänden hingen zahlreiche gerahmte Diplome und Auszeichnungen, die den hilfesuchenden Erziehungsberechtigten, deren Nachwuchs eine mentale Schraube locker hatte, suggerieren sollten, hier bei der richtigen Reparaturwerkstatt gelandet zu sein. Leonard war 55, wurde aber von den meisten Klienten aufgrund seiner gefärbten Haare auf Ende vierzig geschätzt. Die Brille trug er nicht deshalb, weil er kurzsichtig war, sondern weil es vertrauenerweckend wirkte und offenbar von der Kundschaft erwartet wurde, wie beim Berufskoch die hohe weiße Kochmütze.

Ihm gegenüber saß Laura Lowell, die sich sichtlich unbehaglich fühlte. Sie sah aus, als hätte sie in ihren Klamotten geschlafen. Ihr Haar war schlampig hochgesteckt und wirkte, als habe sie das Haus verlassen, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen. Trotzdem musste sie einmal eine schöne Frau gewesen sein – könnte es wieder werden, wenn sie sich nur

ein wenig Mühe gäbe. So wie sie aussah, schien diese Mühe aber schon seit geraumer Zeit über ihre Kräfte zu gehen.

Sie trommelte nervös mit den Fingern auf ihre Lehne, als könnte sie sich nur mit Mühe davon abhalten, die Flucht zu ergreifen. Leonard bemerkte es sofort und nahm einen beruhigenden Tonfall an. Er sprach ohnehin immer langsam und deutlich, gab sich nun jedoch besonders Mühe.

»Rebeccas Behandlung jetzt abzubrechen, wäre meiner Meinung nach ein Fehler.«

Laura wartete einen Moment, bevor sie darauf antwortete. Sie war es gewohnt, dass der Arzt Pausen machte, um die Bedeutung seiner Worte einsickern zu lassen. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie den Mund aufmachte, um etwas zu sagen, und der Arzt hob majestätisch die Hand, wie ein altmodischer Verkehrspolizist bei ausgefallener Ampel, wie um zu verkünden: *Moment mal, ich bin noch nicht fertig.*

»Ich habe einfach nicht den Eindruck, dass ihr die Therapie hilft.«

»Da bin ich anderer Meinung: Die Rückführung funktioniert; ich denke, wir stehen kurz vor einem Durchbruch. Ich würde sogar vorschlagen, dass Sie sie zweimal pro Woche vorbeibringen, nicht nur einmal.«

»Ich habe seit Wochen kaum noch geschlafen und bin jetzt fast jede Nacht ihretwegen auf den Beinen. Ich verstehe ja, was Sie sagen wollen, es ist nur ...«

Leonard hob die Hand. »Haben Sie ihr denn auch gewissenhaft die Medikamente gegeben, die ich ihr verschrieben habe?«

»Es wird immer schlimmer, nicht besser!«

Leonard lehnte sich zurück und änderte flink seine Taktik. »Laura, der beste Rat, den ich Ihnen geben kann, ist, durchzuhalten. Eine Regressionstherapie ist nie unproblematisch,

da kommt es nicht selten erst mal zu einer Krise, bevor Besserung eintritt.«

»Sie hat nie Probleme gehabt, bevor wir hierhergezogen sind! Aber der ganze Stress mit der Scheidung, dem neuen Zuhause, der neuen Schule ...«

»Ms Lowell, Rebeccas Probleme haben nichts mit dem Umzug und der neuen Umgebung zu tun. Die Ursache ist vielmehr ein frühkindliches Trauma.«

Laura richtete sich kerzengerade auf, die Lippen zu einem dünnen Strich zusammengepresst.

Leonard fuhr fort: »Erst wenn wir herausgefunden haben, was ihr zugestoßen ist, können wir über eine Behandlung sprechen.«

»Rebecca ist nichts zugestoßen«, stieß Laura abwehrend hervor und sah dem Psychiater dabei trotzig in die Augen.

»Hören Sie, Laura, ich würde Rebecca sogar umsonst behandeln, wenn es am Geld haken sollte.«

Laura erstarrte. »Weshalb sind Sie so an meiner Tochter interessiert?«, fragte sie in einem scharfen, misstrauischen Ton, der Leonard unwillkürlich zusammenzucken ließ.

»Ich will Ihnen doch bloß helfen.«

Laura griff nach ihrem Mantel und stand abrupt auf. Stammelnd rang sie nach den richtigen Worten – sie wollte nicht unhöflich erscheinen. »Es tut mir leid, äh ... ich danke Ihnen.«

Dann verließ sie fast fluchtartig den Raum. Sie wollte ihm keine Gelegenheit geben, sie umzustimmen. Auch fürchtete sie, dass er ihr nachlaufen könnte.

Was er tatsächlich tat.

Mit raschen Schritten durchquerte sie die Wartezone, packte Rebecca beim Arm und zerrte sie wortlos mit sich. Die stemmte sich dagegen; ihr Skizzenbuch war ihr vom Schoß gerutscht und auf dem Boden gelandet.

»Mein Heft!«, rief sie aufgebracht.

»Komm, wir gehen.« Laura nahm Rebeccas Jacke vom Haken, klemmte sie unter den Arm und verließ, ihre Tochter mit sich zerrend, die Praxis.

Leonard war neben dem Schreibtisch seiner Sekretärin stehen geblieben. Verwirrt blickte sie zu ihm auf. Man hörte noch, wie sich die stampfenden Schritte der beiden durchs Treppenhaus entfernten.

Die Sekretärin stand auf, ging um ihren Schreibtisch herum und hob Rebeccas Skizzenbuch auf. Als sie die Zeichnung erblickte, die Rebecca von ihr gemacht hatte, schnappte sie unwillkürlich nach Luft. Von wegen Strichmännchen! Es war ein bis ins kleinste Detail akkurates Porträt von ihr.

Leonard nahm ihr das Buch aus den zitternden Händen.

Geschockt blätterte er darin herum – eine Zeichnung nach der anderen, perfekt in Detail und Ausführung; das waren Kunstwerke, die in eine Galerie gehört hätten. »Unfassbar«, flüsterte er. Leonard hatte während der letzten Wochen eine Theorie über Rebeccas Problem entwickelt, wagte es aber nicht, sie zu äußern, ohne einen konkreten Beweis vorbringen zu können. Diese Zeichnungen bestärkten ihn in seiner Theorie. Wieder einmal hatte sie es geschafft, ihn vollkommen zu überraschen. Hätte er diesen zusätzlichen Beweis doch bloß eher entdeckt! Er machte sich schwere Vorwürfe.

»Mary, sagen Sie alle Termine für heute Nachmittag ab«, befahl er, während er sich das Buch unter den Arm klemmte und seinen Mantel vom Garderobenhaken nahm.

»Schon wieder?«, fragte Mary, hin- und hergerissen zwischen Besorgnis und Freude darüber, unerwartet einen Nachmittag freizubekommen.

## 6. Kapitel

Eine kleine weiße Tüte vom Apotheker und seine Akten- tasche in der Hand kehrte Jack nach Hause zurück. Er wohnte in einem Haus im Kolonialstil, mit drei Schlafzim- mern, in einer ruhigen Gegend, fern von lauten Durchfahrts- straßen, ein Ort, wo man Kinder großziehen, wo sie unge- fährdet spielen konnten. Kein Licht brannte, alles war dunkel. Auch der Rasen gehörte dringend mal gemäht.

Drinne lagen auf jeder freien Oberfläche Akten von al- ten Fällen. Wenn er überhaupt mal Besuch hatte, rannte Jack meist hektisch herum und räumte, mit gestammelten Ent- schuldigungen, erst mal einen Stuhl oder Sessel frei. Joggen oder sonstiger Sport interessierte ihn wenig, er ging höchst- ens ab und zu zum Angeln. Kaum etwas verwies auf sein persönliches Leben – an den Wänden hingen nur ein paar gerahmte Belobigungen und Auszeichnungen für außer- gewöhnliche Tapferkeit und Zivilcourage, alles beruflich. Wer sich in der Wohnung umsah, konnte nur eins mit Si- cherheit feststellen: was Jack beruflich machte.

Er war aus Idealismus zur Polizei gegangen, nicht weil es seit Generationen so üblich war oder wegen der Aufstiegs- chancen. Er wollte wirklich etwas verändern, die Welt ein wenig besser machen. Einmal zum Detective befördert hatte er den Traum gehabt, der beste Kriminalbeamte zu werden, den die Truppe je gesehen hatte, auch auf Kosten des Privat- lebens, von Familie und Freunden, und das ohne Gewissens-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Stevan Mena

## **Fürchte den Schlaf**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48489-8

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2016

Ein Arztbesuch bringt traurige Gewissheit: Detective Jack Ridge hat nicht mehr lange zu leben. In der kurzen Zeit, die ihm noch bleibt, will er den Fall lösen, der ihn schon seit Jahren verfolgt: Drei junge Frauen wurden grausam ermordet, der Täter nie gefasst. Dann wird die 18-jährige Angelina vermisst, und alles deutet auf Jacks Serienmörder hin. Erst der Anruf eines befreundeten Psychologen bringt Jack auf eine ungewöhnliche Spur: Die neunjährige Rebecca hat schreckliche Albträume und sieht Details zu Jacks Fall, die sie unmöglich wissen kann. Da Jack nichts mehr zu verlieren hat, geht er ihren Hinweisen nach – und bringt damit schließlich auch das kleine Mädchen in größte Gefahr ...

 [Der Titel im Katalog](#)